

Suboptomales aus den Laboren : Kaninchen, die auf Mörder starren

Autor(en): **Gross, Christian / Kaster, Petra**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **141 (2015)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-952552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kaninchen, die auf Mörder starren

CHRISTIAN GROSS

Der zuverlässigste Augenzeuge eines Mordes ist das Mordopfer selbst. Was, wenn man den letzten Augenblick auf der Netzhaut des Getöteten wie ein finales Foto fixieren könnte? Ein uralter Traum aller Kriminalisten und Kriminologen würde Wirklichkeit. Genau das verhiess die Optografie, die «Wissenschaft um die Fixierung des letzten Blickes».

Der erste Mordfall, auf den diese vielversprechende Wissenschaft zurückblicken kann, war der gewaltsame Tod eines Frosches, verursacht von einem Jesuitenmönch. Dieser hatte den Lurch decapitiert (vulgo geköpft) und auf der Netzhaut des getöteten Frosches ein rasch verschwindendes Bild gesehen, das der Mönch als den letzten Blick des toten Tümpelbewohners interpretierte. Interessant daran ist, dass solcherart ein Mörder durch seine Tat eine Wissenschaft begründen sollte, deren Idee es ist, Mördern das Handwerk zu legen. Das widersprüchliche Phänomen des Mordens, um Mörder zu bekämpfen, soll uns weiter unten beschäftigen.

Der mörderische Mönch Christoph Scheiner tauchte jedenfalls unbestraft unter und erstmals passierte noch nichts. Der Traum vom Auge als biologischer Kamera schien erst wahr zu werden, als Franz Boll 1876 den Sehfärbstoff entdeckte, den er Rhodopsin oder Sehpurpur nannte. Wie der verschwundene Mönch hatte Professor Boll Froschaugen untersucht und dabei das rasche Ausbleichen der purpurfarbenen Netzhaut beobachtet.

Der Heidelberger Wilhelm Kühn entdeckte dann, dass bei geköpften Kaninchen winzige Bilder auf der Netzhaut zu erkennen waren. Der kühne Professor schreckte danach noch nicht einmal davor zurück, die Netzhaut eines geköpften Menschen zu untersuchen. Er bediente sich dabei der Netzhaut eines Doppelmörders, der seine eigenen Kinder ertränkt hatte, weil er sie nicht mehr ernähren konnte. Kühne erkannte auf der Netzhaut ein trübes Optogramm, das «an dem trüben Märzorgen etwa 5 Minuten sichtbar blieb».

Was er aber nun genau gesehen hatte, konnte er nicht herausfinden, trotz «intensiver Suche im Exekutionsumfeld» (Spiegel online). Kühne hatte nun aber genug nicht gesehen und liess von weiteren Experimenten

an Geköpften ab und die verbliebenen Kaninchen in seinem Labor konnten aufatmen. Die Idee, mithilfe des letzten Augenblicks einen Mörder überführen zu können, lebte allerdings weiter. Doch das sollte nur ein einziges Mal funktionieren: Laut der Kuratorin der Ausstellung «Der letzte Blick» gestand ein Verdächtiger eines achtfachen (!) Mordes 1924 im hessischen Haigar die Tat, als Ermittler dem Täter erzählten, sie hätten Netzhautbilder des Toten erstellt. Das waren noch Zeiten, als man mit solchen schönen Tricks arbeiten konnte.

Ein vorerst letztes Mal sollte die Optografie 1975 wiederbelebt werden, als ein wahnsinniger griechischer Wissenschaftler zusammen mit einem willfähigen Studenten eine neue Versuchsreihe an Kaninchen begann. Ein Kriminalist hatte die erneute Mordserie im Namen der Wissenschaft mit seiner unbedachten Anfrage ausgelöst. Die zwei Forscher fixierten die todgeweihten Tiere, die auf Dias starren mussten, bevor es um sie «für immer dunkel wurde» (Spiegel online). Die Netzhäute wurden auf Porzellankugeln

aufgezogen und sollten die Bilder zeigen, die die Tiere zuletzt gesehen hatten: Ein Schachbrettmuster und das Bild des schnurrbärtigen Salvador Dali beispielsweise. Das funktionierte angeblich, aber die Versuchsreihe stellte sich trotzdem als komplett unnützlich heraus. Denn um an einem realen Tatort Anwendung zu finden, müssen für die Optografie unsinnige Vorbedingungen herrschen: Das Opfer müsste seinen Mörder in einem hellen Raum aus nächster Nähe anstarren, der müsste die Blutzufuhr des Kopfes blitzschnell unterbrechen und danach möglichst rasch auch noch das Licht löschen. Das funktioniert natürlich beim Köpfen (wo bleibt eigentlich der erste IS-Tatort?), aber dabei wird sich der Täter in der Regel von hinten nähern. Die Polizei müsste dann das Opfer innerhalb einer Viertelstunde finden und zügig die Netzhaut konservieren. Gut, das klingt jetzt wieder doch sehr realistisch für einen durchschnittlichen neuen Tatort, da sollte es uns nicht wundern, wenn es bald heisst «Börne und Alberich, übernehmen Sie!».

